

dtv

Eine junge amerikanische Sängerin Magnolia Brown kommt nach Wien, um für die Rolle der Anna Freud in einem Musical am passenden Ort Gesangsunterricht zu nehmen. Sie bezieht ein Zimmer bei ihrer verschrobene Tante Pia, die sie mit allerlei grausigen Wiener Spezialitäten und der typischen Wiener Denkweise bekanntmacht. Eines Tages entdeckt Magnolia in einer alten Truhe der Tante den Lebensbericht der Rosa Havelka, die Ende des 19. Jahrhunderts als Dienstmädchen in Wien arbeitete und mit dreißig Jahren wegen Mordes zum Tode verurteilt wurde. Es ist die tragische, bewegte Geschichte einer Passion, von religiösem Wahn und blanker Brutalität. Über der faszinierenden Lektüre vergisst Magnolia fast den Zweck ihres Hierseins: den Unterricht bei dem Gesangslehrer Joseph Horvath, der bezeichnenderweise in Schuberts Sterbehaus wohnt – Horvath ist ein Hypochonder par excellence, jedoch auch empfindsam und hochmusikalisch. Es bleibt nicht aus, dass die beiden einander näherkommen ...

*Lilian Faschinger*, geboren 1950 in Kärnten, studierte Anglistik und Geschichte in Graz und promovierte über spätmittelalterliche englische Mystik. Bis 1991 war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lehrbeauftragte am anglistischen Institut der Universität Graz tätig. Seit 1992 arbeitet sie freiberuflich als Schriftstellerin und literarische Übersetzerin. Sie schreibt Gedichte, Kurzgeschichten, Theaterstücke, Hörspiele und Romane. Faschinger wurde mit diversen Preisen und Stipendien geehrt, ihr vielbeachteter Roman ›Magdalena Sünderin‹ in zahlreiche Sprachen übersetzt. Zuletzt veröffentlichte sie den Roman ›Stadt der Verlierer‹. Lilian Faschinger lebt Wien.

Lilian Faschinger

Wiener Passion

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Lilian Faschinger  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Die neue Scheherazade (13148)  
Magdalena Sünderin (13468)  
Stadt der Verlierer (13825)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Mai 2008  
3. Auflage 2013  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 1999 by Lilian Faschinger  
© 2010 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
Die Originalausgabe erschien 1999  
im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: ›Die Musik‹ (1895) von Gustav Klimt  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13662-4

*Für meine Eltern*



»Die Menschen lügen alle«  
(Psalm 116, 11)

»In short, I began to think,  
and to think is one real Advance  
from Hell to Heaven«  
(Daniel Defoe, *Moll Flanders*)





An dem Tag, als ich Magnolia Brown zum ersten Mal sah, riß mich meine Mutter nachts um drei Uhr dreiunddreißig aus dem Schlaf. Und zum ersten Mal nahm ich ihr das übel.

Ich litt seit vier Tagen an einem sehr belastenden Bronchialkatarrh und verließ das Haus nur, um in der Apotheke *Zur heiligen Magdalena* Ecke Kettenbrückengasse Rechte Wienzeile Medikamente zu besorgen und auf dem Naschmarkt ein Stück Kavalierspitz, einen großen Markknochen, etwas Wurzelwerk und ein paar Zwiebeln zu kaufen, die Zutaten für eine kräftigende Rindsuppe. Eine kräftigende Rindsuppe ist das einzige, was ich zu mir nehmen kann, wenn einer dieser bedrohlichen Infekte mich überfällt, wie sie mich heimsuchen, soweit meine Erinnerung zurückreicht. Seit ich denken kann, ist meine Immunität gegen Viren unzureichend, bin ich während der kalten Jahreszeit nahezu ununterbrochen Opfer verschiedener Abarten von Erkältungskrankheiten. Ist in meinem Kaffeehaus, dem *Café Anzengruber* in der Schleifmühlgasse, nur noch ein Platz in der Nähe der Eingangstür frei, so führt die bei jedem Eintreten eines neuen Gastes entstehende Zugluft mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit schon nach ein, zwei Tagen zu einer Bronchitis acuta, die mich tagelang ans Bett fesselt. Bin ich gezwungen, bei naßkaltem Wetter in einer überfüllten Straßenbahn zu stehen, kann ich mit einer katarthischen Tonsillitis gravierenden Ausmaßes rechnen. Gehe ich Anfang Dezember spätabends nach Hause und nehme geistesabwesend meinen Weg zwischen den verlassenen Ständen des Naschmarktes hindurch, so lösen

die durch diesen architektonischen Engpaß verstärkten herbstlichen Wiener Windstöße unweigerlich eine unter Umständen schon länger im Ansatz vorhandene, nur noch auf ihren Ausbruch wartende, mit hohem Fieber und Benommenheit einhergehende Kopfrippe aus.

Natürlich ist Wien mit seinem gefürchteten Wiener Wind, mit seinen im Winter beängstigend niedrigen Temperaturen für einen anfälligen Typus meiner Art nicht der geeignete Lebensort. Die Pharmazeutin aus der Apotheke *Zur heiligen Magdalena*, eine feinfühligere Frau, die viel Verständnis für ein empfindliches Wesen wie mich aufbringt, rät mir, ich solle doch zu Mariä Geburt in ein südlicheres Land ziehen, so wie die Schwalben, und zu Mariä Verkündigung wiederkommen. Dächte ich nie daran, mich beispielsweise auf Madeira niederzulassen, fragt sie, so wie damals unsere Kaiserin Elisabeth, auf die angegriffene Lunge der Kaiserin Sisi habe das Klima dieser Insel äußerst wohltuend gewirkt, ihrer Ansicht nach liege das Geheimnis im vulkanischen Ursprung Madeiras, sie habe jüngst einen wissenschaftlichen Artikel in der Fachzeitschrift *Die fröhliche Apothekerin* gelesen, in welchem diese These verfochten worden sei, das glückliche Zusammentreffen vulkanischer Phänomene und eines extrem maritimen Klimas sei es, was chronisch Erkälteten Genesung bringe. Falls mir Madeira zu weit entfernt sei, könne ich es doch auch mit den Liparischen Inseln versuchen, vermutlich sei Stromboli gleichfalls ein der Stabilisierung leicht entzündlicher Atemwege äußerst zuträglicher Ort. Die mysteriöse Verbindung des Vulkanischen mit dem Maritimen, des Wassers mit dem Feuer, das unmittelbare Nebeneinander dieser beiden gegensätzlichen Elemente sei offensichtlich von größter Heilkraft. Ich hüte mich, der Pharmazeutin, die gut informiert zu sein scheint und den Schilderungen meines erbarmungswürdigen Gesundheitszustandes stets geduldiges Gehör schenkt, zu wider-

sprechen, und weise lediglich darauf hin, daß mein karges Einkommen mir derartige Fernreisen nicht gestatte, der Kaiserin Sisi seien völlig andere Möglichkeiten zu Gebote gestanden, Königin Viktoria habe ihr höchstpersönlich für die Fahrt nach Madeira ein Schiff zur Verfügung gestellt, eine Hilfsmaßnahme, zu der sich die Wiener Gebietskrankenkasse wohl schwerlich entschlösse, selbst wenn man seinen Mitgliedsbeitrag jahrzehntelang pünktlich entrichtet hätte. An dieser Stelle mischt sich die junge Apothekenaushilfskraft ins Gespräch und meint, ihrem Onkel, der aus heiterem Himmel von einer schweren Lappenpneumonie befallen worden sei, habe die Wiener Gebietskrankenkasse anstandslos eine Mittelmeerkreuzfahrt zweiter Klasse genehmigt, solche Gesundheitskreuzfahrten seien durchaus nichts Ungewöhnliches, und der Onkel sei drei Wochen später mit vollkommen intakten Lungenlappen in Triest von Bord gegangen. Darauf erhebt die Greisin aus dem Haus Kettenbrückengasse vierzehn, die eben mit ihrem Zwergspaniel die Apotheke betreten hat, ihre schwache Stimme und sagt, die Kaiserin Sisi sei eine Simulantin gewesen, nichts als eine Simulantin, dafür gebe es Beweise, wer habe denn die kostspieligen Reisen dieser eingebildeten Kranken bezahlt, wenn nicht die von den Vampiren des Kaiserhauses bis aufs Blut ausgesogenen Bewohner der Monarchie, unter anderem ihr seliger Vater, der bei seinem Ableben die ehrenvolle Position eines Wirklichen Hofrats in Ruhe innegehabt hätte, wo käme man hin, wenn man wegen jeder Kleinigkeit die Krankenkassen in Anspruch nehme, ihr seliger Vater habe sein schmerzhaftes Rheuma ertragen, ohne zu klagen, und sie selbst versuche seit Jahren, ihre alles andere als eingebildete Polyarthritis mit mühevoll im Wienerwald gesammelten Heilkräutern zu lindern, ein wenig Solidarität gegenüber den wirklich schwer Kranken sei doch zu erwarten.

Ich bitte die drei Damen, mich ausreden zu lassen, und erkläre, abgesehen von der finanziellen Unmöglichkeit, mir weite Reisen zu leisten, hielten mich meine Schüler in Wien fest, und außerdem liebte ich Wien.

Selbstverständlich liebe man Wien, rufen die Pharmazeutin, die Greisin und die Apothekenaushilfskraft, selbstverständlich, nicht nur die Wiener liebten Wien, alle Welt liebe Wien, das ließe sich anhand jeder sich mit den Nächtigungszißern der Wiener Beherbergungsbetriebe beschäftigenden Statistik im Handumdrehen nachweisen. Auch sie als geborene Nichtwienerinnen liebten Wien über die Maßen, man müsse nicht aus Wien sein, so wie ich, um mit jeder Faser seines Herzens an dieser Stadt zu hängen, um die profundeste Zuneigung zu diesem Ort zu empfinden.

Natürlich liebt man Wien. Man liebt es innig, so wie man seine Mutter liebt, auch wenn einem zu Bronchialasthma neigenden Menschen eine solche zärtliche Liebe aufgrund der rauhen klimatischen Verhältnisse im Wiener Herbst und Winter nicht leicht gemacht wird.

Nachdem ich in der Apotheke *Zur heiligen Magdalena* je ein Säckchen Veilchenblätter-, Lindenblüten- und Taubnesseltee sowie zwei kleine Phiolen Atropinum sulfuricum D<sub>3</sub> und Arsenicum D<sub>6</sub> erstanden hatte, trat ich den Weg zurück ins Sterbehaus an. Ich ging langsam und machte, wie es meine Gewohnheit war, in der Trafik Ecke Kettenbrückengasse Schönbrunnerstraße kurz Rast, denn chronische Erkältungen schwächen den Organismus im Lauf der Zeit ungemein. Üblicherweise setze ich mich auf das Klappstühlchen neben dem kleinen Eisenofen und unterhalte mich mit der Trafikantin ein wenig über allgemein vorbeugende gesundheitliche Maßnahmen, denn auch sie ist keineswegs mit einer robusten körperlichen Konstitution gesegnet. An jenem Tag mußte ich jedoch etwas irritiert feststellen, daß die Trafikantin be-

reits selbst auf dem Stühlchen Platz genommen hatte, und noch bevor ich Gelegenheit erhielt, ihr meine Symptome zu schildern, begann sie über die unerträglichen Rückenschmerzen zu klagen, die ihr das Stehen hinter dem Ladentisch ganz unmöglich machten. Ich stützte mich auf einen Stapel der Wochenzeitschrift *Profil*, denn infolge der Anstrengung des Gehens hatte ich mit starkem Seitenstechen zu kämpfen, und riet der Trafikantin, unbedingt ärztlichen Rat beizuziehen, worauf sie sagte, sie könne die Trafik doch nicht einfach verlassen, ihre Trafik sei ein Ort der Begegnung, außerdem hätten die Bewohner des Viertels ein Anrecht auf ihre täglichen Zeitungen und Rauchwaren, seit nunmehr zweiundzwanzig Jahren führe sie die Trafik zur Zufriedenheit der Bürger des vierten und fünften Wiener Gemeindebezirks, man könne diese Bürger doch nicht unvorbereitet mit derart einschneidenden Veränderungen wie der, wenn auch nur zeitweiligen, Schließung ihrer Trafik konfrontieren, worauf ich meinte, prinzipiell sei ich in dringenden Fällen gern bereit, sie in der Trafik zu vertreten, allerdings nur, wenn es mein eigener, wie sie wisse, fast ständig beeinträchtigter Gesundheitszustand erlaube. Wo eigentlich ihr Mann sei, fragte ich dann und schaute mich um, normalerweise sei ihr doch ihr Mann beim Verkauf behilflich. Aber ich wisse doch, rief die Trafikantin und sah mich mit großen Augen an, ich müsse doch wissen, daß ihr Mann Invalide sei, einerseits fraglos eine Tragödie, andererseits aber auch wieder ein Glück, denn als Nichtinvalide hätte er wesentlich weniger Chancen gehabt, die Trafik an sich zu bringen, Invaliden, insbesondere Kriegsinvaliden, würden bei der Vergabe von Trafiken, die ja ein Monopol des österreichischen Staates seien, gegenüber Nichtinvaliden stark bevorzugt. Eine naßkalte Spätherbstwetterlage wie die gegenwärtige sei für ihren Mann das Allerungünstigste, ein solches Allerheiligenwetter rufe

im bedauerlicher Weise nicht mehr vorhandenen linken Unterschenkel ihres Mannes jedesmal Phantomschmerzen hervor, die ihn zur Bettruhe zwingen.

Mittlerweile hatte ich mich ein wenig erholt, und da ich unter den gegebenen Umständen keine Möglichkeit einer ausführlicheren Erörterung meines Bronchialkatarrhs sah und die Trafikantin auch keine Anstalten machte, mir das Klappstühlchen als Sitzgelegenheit anzubieten, verabschiedete ich mich von ihr und verließ etwas überstürzt das Verkaufslokal, eine Hast, die sich bereits nach etwa zehn Metern Ankämpfens gegen den Wind rächte, da ich zu meiner Bestürzung bemerkte, daß ich meinen Schal aus handgesponnener Schafwolle in der Trafik vergessen hatte, eine Fehlhandlung, die bei der herrschenden Witterung ernste Folgen haben konnte. Rasch zog ich mir den Mantelkragen bis ans Kinn und ging zur Trafik zurück, wo mich die Trafikantin bereits mit dem schneeweißen, von mir selbst im Halbpatentmuster gestrickten Schal in den Händen erwartete, und ich wand das Kleidungsstück, das ich sehr schätzte, dreimal um meinen Hals und machte die Trafiktür ein zweites Mal hinter mir zu. Eine Aggravierung meines Zustandes war zu befürchten, da mein Luftröhrenbereich, bedingt durch die mir unterlaufene grobe Fahrlässigkeit, völlig schutzlos Wind und Wetter ausgesetzt gewesen war, und schon spürte ich eine deutliche Verengung dieser Zone und beeilte mich, ins Sterbehaus zurückzukommen, bevor mich Atemnot vollends erschöpfte. Während ich mich am Treppengeländer hochzog, kam mir meine Nachbarin entgegen, eine sympathische ehemalige Pastoralassistentin mit Blutsverwandten in der Buckligen Welt, von wo sie mir freundlicherweise dann und wann ein Glas naturbelassenen Lindenblütenhonigs aus der Imkerei mit Königinnenzucht ihres Schwagers mitbringt, naturbelassener Lindenblütenhonig ohne Hitzeschaden ist eines der besten Mittel

gegen gefährdete Bronchien, ein Labsal für zu Hustenanfällen neigende Personen. Fräulein Haslinger blickte mich erschrocken an, fragte mich, ob mir etwas fehle, und bot mir hilfsbereit ihren Arm, den ich erleichtert ergriff, dann führte sie mich zu meiner direkt neben Schuberts Sterbezimmer gelegenen Wohnung und half mir beim Aufsperrn der Eingangstür. Ich bedankte mich, schloß die Tür und legte mich mit Mantel und Schal auf mein Bett.

Manchmal frage ich mich, womit ich es verdient habe, so unzulänglich für den Lebenskampf ausgerüstet auf die Welt gekommen zu sein. Ich war immer kränklich. Während andere Kinder sich auf dem Spielplatz mit der Schaukel hoch in die Luft schwingen, kreischend über die Rutschbahn glitten, auf dem Kletterturm eine Sprosse um die andere nahmen und unermüdlich dem Federball nachliefen, saß ich, von meiner Mutter in eine Wolldecke gehüllt, matt auf einer Bank am Rande der Spielwiese, noch nicht völlig genesen von einer schmerzhaften Otitis media. Und während ich die unbekümmerten Rufe der Nachbarskinder hörte, die auf dem Rasen vor dem Haus Volleyball spielten, vernahmten jene höchstens das krampfartige Husten, das aus meinem ebenerdig gelegenen Kinderzimmer drang, wenn ich von den heftigen Anfällen einer schweren Pertussis geschüttelt wurde. Was für eine schwierige Aufgabe es für meine Mutter, eine eher fragile Natur, gewesen sein muß, ein so wenig widerstandsfähiges Geschöpf wie mich in Abwesenheit eines Kindsvaters aufzuziehen, läßt sich denken. Obgleich von melancholischer Wesensart und, wohl aufgrund ihrer ausgeprägten künstlerischen Begabung, häufig schwankenden Stimmungen unterworfen, tat sie, was sie konnte, um mich während meiner oft wochenlang dauernden Krankheitsphasen zu erheitern. Als ausgebildete Pianistin versuchte sie meinen Heilungsprozeß unter Anwen-

dung der Kunst zu beschleunigen, die ihr Lebensinhalt war. Lag ich aufgrund eines abrupten Wettersturzes mit geschwellenen Rachenmandeln und hohem Fieber im Bett, setzte sie sich ans Klavier und spielte mir Lieder ihres Lieblingskomponisten Gustav Mahler vor, vorzugsweise die von ihr so geschätzten *Kindertotenlieder*. Diese Lieder seien das Zarteste, was Mahler komponiert habe, pflegte sie zu sagen, das Allerzarteste, lyrisch und voll tragischer Vorahnungen. Während sie die Einleitung des letzten Liedes spielte, murmelte sie *sempre molto espressivo*, dann sah sie mich kummervoll an und begann mit ihrer dunklen Mezzosopranstimme zu intonieren: »In diesem Wetter, in diesem Braus,/Nie hätt' ich gesendet die Kinder hinaus,/Man hat sie getragen, getragen hinaus.« Und während sie mir heiße Zitronenlimonade ans Bett brachte, sang sie leise: »Ach, zu schnelle, zu schnell erlosch'ner Freudenschein, erlosch'ner Freudenschein.«

Meine Mutter war fest von der heilenden Kraft der Musik überzeugt, so unverrückbar, daß sie herkömmliche Arzneimittel für überflüssig hielt. Wenn dich die schönen Lieder nicht kurieren, dann werden dich auch Antibiotika nicht gesund machen, sagte sie, was Schönberg und Berg nicht glückt, das wird auch Codein und Penicillin nicht gelingen. Kam die über uns wohnende Nachbarin, die sich nicht nur durch das Klavierspiel meiner Mutter, sondern auch durch meinen ununterbrochenen, mühelos durch alle Wände dringenden Reizhusten gestört fühlte, mit Emser Salz an die Tür, lehnte meine Mutter dankend ab, nicht ohne höflich darauf hinzuweisen, daß es für Laien möglicherweise schwer vorstellbar, für eine sensible, lediglich durch Schicksalswidrigkeiten der verhängnisvollsten Art nicht auf das Konzertpodium gelangte Pianistin gleichwohl irritierend sei, durch die von ihr, der Nachbarin, betätigte Türklingel in der Konzentration auf die dicht motivisch gestaltete Klavierbegleitung eines



Liedes von Hugo Wolf gestört zu werden. Und gab die Nachbarin darauf zur Antwort, Hugo Wolf interessiere sie nicht, es ginge ihr einzig und allein darum, daß das arme Kind nicht an seinen Hustenanfällen erstickte, dann sagte meine Mutter spitz, die Heilungsmethode müsse sie schon ihr, der Erziehungsberechtigten, überlassen. Wandte sich die Nachbarin darauf seufzend ab, dann rief ihr meine Mutter noch nach, daß an den handelsüblichen Medikamenten nachgewiesenermaßen ungleich mehr Menschen stürben als gesundeten, sie jedenfalls ziehe es vor, den noch im Aufbau begriffenen und darum äußerst verletzlichen Organismus ihres Kindes nicht dem Einfluß starker Dosen Emser Salzes und anderer medizinischer Drogen auszusetzen, sondern eine behutsamere, dem sanften Naturell ihres Kindes entsprechende Methode anzuwenden. Und was wäre schonender als Musiktherapie. Sie glaube gern, daß eine Frau wie sie, die Nachbarin, die in Ottakring als Tochter eines Bauarbeiters geboren und aufgewachsen und über die achtklassige Volksschule nie hinausgekommen sei, von Musiktherapie, der Kunst der Heilung durch seelische Beeinflussung mit Hilfe der Musik, noch nie etwas gehört habe, doch sei verbürgt, daß bereits David, eine Figur aus dem Alten Testament, Heilung durch sein Saitenspiel bewirkt habe und daß Orpheus, ein Name, der ihr, der Nachbarin, wohl kaum geläufig sei, durch die Macht seines Gesanges sogar seine tote Frau dem Gott der Unterwelt habe entreißen können. An unzähligen Schizophrenen, Stotterern, Schlaflosen und Kriegsgeschädigten sei die wohltätige Kraft der Musik erfolgreich erprobt worden, glaube sie denn, diese größte aller Künste sei mit Emser Salz auf eine Stufe zu stellen? Die Nachbarin, die mittlerweile auf dem Treppenabsatz zwischen den beiden Stockwerken angelangt war, sprach noch ein, zwei Sätze, die für mich bis auf wenige beunruhigende Wörter wie Sorgerecht, Verant-

wortungslosigkeit und Kindesmißhandlung unverständlich waren, dann schloß meine Mutter die Tür und setzte sich kopfschüttelnd wieder an den Stutzflügel.

Solchen Gedanken an meine traurige, durch Krankheit getrübe und doch wieder glückliche, da von der einzigartigen Persönlichkeit meiner lieben Mutter überstrahlte Kindheit hing ich nach, während ich in Mantel und Schal auf dem von mir während der erzwungenen Untätigkeit einer längeren Rekonvaleszenzperiode aus Wollresten gehäkelten Bettüberwurf lag. Ich hätte mich gern länger diesen Erinnerungen überlassen, doch hatte ich mir vorgenommen, nasse Leintücher im Zimmer aufzuhängen, um damit die Luft durch Wasserverdampfung feucht zu halten und so meinen entzündeten Bronchien Linderung zu verschaffen, und so stand ich auf und legte Schal und Mantel ab, und obwohl ich ein wenig schwindlig war, spannte ich mit Hilfe meiner Standleiter Schweizer Fabrikats eine Wäscheleine quer durch das Wohnzimmer und hängte daran drei weiße Leintücher auf, wonach sich auch wirklich bald eine gewisse Erleichterung einstellte. Ermutigt durch diese Besserung meines Zustandes, ging ich in die Küche und begann mit der Zubereitung der Rindsuppe. Ich röstete die Zutaten, bis auf den Kavalierspitz, in einem großen Topf an, goß mit Wasser auf, salzte, fügte, nachdem die Flüssigkeit zu kochen begonnen hatte, das Fleisch hinzu und ließ alles auf kleinster Flamme weitergaren, so daß sich in der Wohnung bald ein angenehmer Duft ausbreitete, der mich soweit belebte, daß ich mich ans Klavier setzen und den Versuch wagen konnte, das Lied »Der Leiermann« aus Schuberts *Winterreise* zu spielen. Dieses Lied mit seinem zu Herzen gehenden Text liebte ich, seit meine Mutter es mir vorgespielt hatte, während ich an einer Diphtherie erkrankt war. Der Arzt hatte damals behauptet, mein kindlicher Kehlkopf sei bereits in Mitleidenschaft gezogen, und dringend zu

einem mehrwöchigen Klinikaufenthalt geraten, worauf meine Mutter völlig zu Recht einwandte, Schubert, der spirituellste aller Wiener Komponisten, werde mit seinen unsichtbaren Tönen zweifellos eher zu einer Genesung meines Rachen- und Luftröhrenraumes beitragen als ein Aufenthalt unter unbekanntem Kranken und überlastetem Krankenhauspersonal in musikfeindlicher Umgebung. Diese Entscheidung meiner Mutter ist gleichzusetzen mit dem Beginn meiner Schubertliebe, einer Liebe, die nie nachgelassen hat, sondern in ihrer Intensität von Jahr zu Jahr stärker geworden ist und sich im Hinblick auf ihre Wärme und Zärtlichkeit nur mit dem Gefühl vergleichen läßt, das ich meiner Mutter entgegenbringe. Ich nahm den abgegriffenen Band eins des Schubertalbums für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung, von Anton Rückauf herausgegeben, neu revidiert und mit ergänzenden Vortragszeichen versehen, zur Hand, schlug ihn auf und gab mich ganz dem Lied hin: »Drüben hinterm Dorfe steht ein Leiermann,/Und mit starren Fingern dreht er, was er kann./Barfuß auf dem Eise wankt er hin und her,/Und sein kleiner Teller bleibt ihm immer leer./Keiner mag ihn hören, keiner sieht ihn an,/Und die Hunde knurren um den alten Mann.« Wie stets empfand ich eine Seelenverwandtschaft mit diesem bemitleidenswerten, an der kalten Jahreszeit ebenso wie ich leidenden Mann, der trotz der Gefahr, sich eine schwere Erkältung, ja den Tod zu holen, die Orgel weiterdreht, den anderen zur Freude. Die zweite Hälfte des Liedes hatte mich während meiner Diphtherie jedesmal in Tränen ausbrechen lassen, was für meine Mutter ein sicherer Hinweis auf die Wirksamkeit von Schuberts Musik und meine nahende Gesundung war: »Und er läßt es gehen alles, wie es will,/Dreht, und seine Leier steht ihm nimmer still./Wunderlicher Alter, soll ich mit dir gehn?/Willst zu meinen Liedern deine Leier drehn?« In meinen Fieberdelirien folgte

ich der schattenhaften Gestalt des alten Mannes, der im Nebel immer weiter auf das Eis hinausging. Ich hätte während des Spielens gern den Text mitgesungen, doch war dies natürlich nicht möglich, da der Bronchialkatarrh sich verheerend auf den Zustand meines Larynx, meiner Glottis und meiner Stimmbänder auswirkte. Um dennoch in den Genuß des Gesanges zu kommen, erhob ich mich von der Klavierbank und legte die Langspielplatte auf, auf welcher Hans Hotter die *Winterreise* singt, eine alte Aufnahme aus dem Jahre neunzehnhundertzweiundvierzig, doch von erstaunlich guter Qualität.

Schubert. Er und meine Mutter machten mir das Leben erträglich. Und hat mich einmal Liebe zu einem menschlichen Wesen erfaßt, bin ich von großer Treue und suche die Gegenwart dieser Person, sooft und soweit mir dies möglich ist. Daß Schubert am neunzehnten November achtzehnhundertachtundzwanzig, also einhundertvierzig Jahre vor meiner Geburt, verschieden ist, hat dieses Streben nicht grundsätzlich erschwert. Sobald ich mir über die Stärke meiner Neigung im klaren war, begann ich die Stätten in Wien aufzusuchen, an denen er sich während seines kurzen Lebens aufgehalten hatte, in dem festen Glauben, daß dort auch sein Geist noch lebendig sein müsse. Zunächst forschte ich nach dem Standort der Gasthäuser, in denen sich Schubert mit seinen Freunden aufgehalten hatte, dem *Café Bogner* in der Singerstraße, dem *Café Hugelmann* am Donauufer, den Gasthäusern *Zur Eiche* und *Zum Stern*, *Zur ungarischen Krone*, *Zum grünen Jäger* und *Zum roten Hahn*, *Zum Wolf*, *der den Gänsen predigt* in der Wallnergasse, *Zum grünen Anker* in der Grünangergasse, *Zum roten Kreuz* auf dem Himmelportgrund. Nur das Restaurant *Zum grünen Anker* existierte noch, und der Wirt, ein angenehmer Mensch, behauptete durchaus glaubhaft, Schubert hätte dort zwei Jahre lang häufig gegessen und getrunken, worauf ich